

81] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

D'Entraque hatte geantwortet, also fürchtete er etwas. Sie wurde dringlicher:

„Du hast recht, er wird nichts sagen! Aber ich!“

„Du . . . du . . . ich kenne die Frauen! Lieber lassen Sie ihrem Geliebten den Kopf abschlagen, ehe sie sich selbst an den Pranger stellen. Du schweigst so wie er!“

Sie rang die Hände:

„Räche Dich auf andere Weise: Was Du tust, ist fürchterlich! Man tötet einen Nebenbuhler, man ermordet eine untreue Frau, aber man schießt keinen Unschuldigen auf das Schafott . . .“

„Warum nicht? . . . Im Gegenteil, mir scheint, man könnte noch soviel suchen, ohne etwas Besseres zu finden! Ich muß Dir gestehen, daß ich niemals in einer schwierigen Situation einen so guten Gedanken gehabt habe wie diesen. Das Zusammentreffen der Ereignisse hat mir geholfen.“

„Aber wenn ich doch spräche . . . Denke daran . . . Man bestraft Meineidige, man verhaftet sie . . . Du kennst mich nicht. Du weißt nicht, wessen ich fähig bin!“

Er hatte sich an den Kamin gelehnt und beobachtete sie von unten herauf mit halb geschlossenen Augen. Spöttisch dabei mit den Handschuhen spielend, rief er:

„Ich weiß wirklich nicht, wessen Du fähig bist! Aber ich weiß, daß Du nichts tun wirst . . . Uebrigens glaubst Du denn, daß man Dir noch zuhören wird? . . . Du hast die Zeit verstreichen lassen . . . Die Frauen kommen immer zu spät . . . Jetzt ist die Zeugenliste geschlossen, wie der Fachausspruch lautet. Morgen wird der Vorhang sich über dem Antrag des Staatsanwaltes erheben, da wirst Du noch etwas Schönes zu hören bekommen . . . Ich verspreche mir einen wahren Genuß davon . . . Dann singt Brévine sein kleines Liedchen, das weder kalt noch warm macht. Denn jeder hat schon seine feste Ueberzeugung . . . Dann kommt die Beratung der Geschworenen, dann das Verdikt . . . und in wenigen Wochen, klitsch, klatsch . . . ist der Gerechtigkeit Genüge geschehen.“

Er fuhr mit einer schrecklichen Bewegung durch die Luft. Sie erhob die Arme und wiederholte:

„Gerechtigkeit!“

Wie ein verzweifelter Ruf vibrierte das Wort. Dann rief sie mit ersticker Stimme hinzu:

„Du sagst Dinge, daß man vor Grauen sterben könnte . . . Diese Gemeinheit wird nicht geschehen!“

„Oh,“ grinste er, „man hat schon andere gesehen!“

Sie warf sich auf die Knie und flehte mit vorgestreckten Händen:

„Sei Du doch nicht die Veranlassung zu einer solchen Greuelthat!“

Es schien, als ob er sie einige Sekunden aufmerksam betrachtete. Vielleicht hoffte sie, daß er zögerte. Aber er sagte:

„Bleibe nicht in dieser Stellung. Jean kann jeden Augenblick hereinkommen. Er würde überrascht sein. Uebrigens fühlst Du doch selbst, daß Du deine Tränen verschwendest . . . Spare Dir einige für eine andere Gelegenheit auf. Ich glaube, Du wirst sie noch nötig haben.“

Leichten Schrittes verließ er sie.

Die Unglückliche eilte in ihr Zimmer . . . Bis zu Vermantes vordringen! . . . In seine Zelle stürzen und ihm zurufen: „Befreie mich von meinem Schwur. Oder sprich Du selbst! . . . Ich bin eine Frau, ich fürchte mich vor diesen roten Männern, den schwarzen Talaren, der Menge . . . Aber Du, Du bist stark, sprich doch! . . . Sage, was Du sagen mußt . . . Gib unser Geheimnis preis!“ Welch fruchtloser Wunsch! Der Geliebte sah hinter jenen Mauern verschlossen, von Genfern und Gendarmen bewacht, weiter von ihr entfernt als wenn er im Grabe läge . . . Nicht Tränen noch Flehen öffneten diese unerbittlichen Tore. Die großmütigen Lippen würden bis zum Tode geschlossen bleiben! Ach, wie schwer drückte sie ihr Versprechen angesichts einer solchen Gefahr. Weshalb hatte sie es gehalten? . . . Wenigstens hätte sie sich Brévine mitteilen müssen oder Charreire empfangen, der vielleicht als Retter gekommen war? . . .

Welche elende Scham hatte sie soeben daran verhindert? . . . In wenigen Stunden würde es zu spät sein. Während vielleicht jetzt noch . . . Und ihr Entschluß war plötzlich gefaßt: eilig setzte sie den Hut auf und stürzte aus dem Hause. Ein leeres Auto fuhr vorbei. Sie rief es an, sie wollte zu Charreire fahren. Aber als der Chauffeur am Trottoir anhielt, rief sie ihm Brévines Adresse zu.

Der Rechtsanwalt konferierte mit einem verspäteten Mandanten. Sein Diener hatte den Befehl, niemand mehr vorzulassen. Sie ließ sich nicht abweisen:

„Sagen Sie Herrn Rechtsanwalt, es ist etwas sehr Eiliges und betrifft den Prozeß Vermantes . . .“

Der Diener führte sie darauf ins Wartezimmer. Auf dem Tische lagen illustrierte Zeitungen, eine davon zeigte Aufnahmen aus der Gerichtssitzung: D'Entraque im Verhör, Vermantes zwischen seinen Wächtern, die Geschworenenbank — es waren dieselben Bilder, die fortwährend vor ihrem Geiste standen . . . Auf dem Kamin gab eine alte Uhr jede Minute mit schnarrendem, eindringlichem Ton an. Sie lauschte mit aller Kraft auf dieses Geräusch, um sich nicht klar zu werden, wie die unermüdete Zeit weiterschritt. Es gab nichts Verzerrteres als den Klang dieser Minuten in jener Viertelstunde höchster Verzweiflung, vor sich die in der Zeitschrift entstellten Gesichter auf dem schlechten Papier, in groben Strichen gezeichnet. Die Wesen waren nur unförmige Flecken, groteske Phantome. Und der Tod nahte in sehr schnellen Sproingen, wie nach der Musik eines geisterhaften Musikanten.

Obgleich die verspätete Besucherin dem Diener ihren Namen nicht genannt hatte, erriet Brévine, wer sie war. Ungeduldig mußte er noch ein Weilschen dem Kläger, der immer wieder dasselbe sagte, zuhören. Aber seine Aufmerksamkeit schwand mehr und mehr, und schließlich schickte er den Kästigen fort.

Frau D'Entraque nahm den Sessel neben dem Arbeitstisch ein. Sie nannte ihren Namen so leise, daß er ihn kaum verstand. Die Erregung schnitt ihr jedes Wort ab. Brévine mußte ihr helfen.

„Sie ließen mir sagen, gnädige Frau, daß Sie mich wegen des Prozesses Vermantes sprechen wollten. Haben Sie mir ihn vernichten könne. Ich glaubte es — weil ich ihn zu machen.“

„Ja, Herr Rechtsanwalt.“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Sie blieb stumm. Brévine wartete einige Sekunden, dann begann er langsam zu forschen, Pausen zu machen und hinter jeder Frage einen Augenblick zu warten.

„Herr D'Entraque hat nicht die Wahrheit gesagt, nicht wahr? . . . Sein Bericht über die Jagd ist vollständig erfunden . . . O, ich war dessen sicher, ich hatte es erraten, gnädige Frau! . . . Weshalb hat er diese entsetzliche Geschichte erdichtet? . . . Aus Haß . . . aus Rache? . . . das vermutet man . . . Was Sie mir da sagen, ist außerordentlich wichtig, gnädige Frau! Aus meiner Vermutung, aus der ich keinen Vorteil für ihn ziehen konnte, machen Sie eine Gewißheit . . . Sie haben begriffen, daß Herrn D'Entraques Aussagen der Schlüssel des Prozesses ist . . . Wenn Sie zu mir kamen, ist es in der Absicht, diese Aussagen zu vernichten, nicht wahr? . . . Sie wollen sich durch Ihr Schweigen nicht zum Komplizen dieser verächtlichen Anstiftung machen . . . Aber man muß die Aussage vollständig zerstören, sonst bewahrt sie ihre Kraft . . . Herr D'Entraque hat geschworen und die Zeugen werden immer glaubwürdiger gehalten . . . Bis jetzt habe ich seinen Widersprüchen nicht opponieren können: er hat sie auf seine Weise erklärt und die Geschworenen können diese Erklärungen sehr wohl annehmen. — Aber ich würde ihn in Verwirrung bringen, wenn ich ihm die Gründe zeigen könnte, die ihn dazu brachten, sich zu widersprechen, die Motive seines Hasses . . . Ich muß Ihnen aber sagen, daß ihn das teuer zu stehen kommen kann.“

Sie warf ihm einen flüchtigen Blick zu; er bewunderte das Leuchten dieser großen, leidenschaftlichen Augen, die bedeutender als die Stimme waren und in denen ein Goffnungsichimmer aufgeglommen war.

„Könnte es sein Untergang werden?“

„Das fürchte ich . . . Er hat ein falsches Zeugnis ab-“

gelegt — ein falsches Vergnügen — und einen falschen Eid. Ich weiß wirklich nicht, was bleiben wird, wenn er entlarvt ist...

„Aber wird Vermantes dadurch gerettet? ...“

Brévine zögerte einen Moment, er fürchtete zu viel zu versprechen oder aber alles zu verlieren, wenn er zu vorsichtig war ...

„Ich bin davon überzeugt, gnädige Frau ... Aber schließlich ist man vor dem Schwurgericht niemals sicher. Es ist unmöglich, zu berechnen, was in der Seele eines Geschworenen vorgeht. — Ich glaubte Vermantes verloren — aber mit Ihrer Hilfe kann man ihn vielleicht noch retten.“

Er wartete. Sie schwieg. Dann sah sie ihn an, als ob sie etwas sagen wollte; ihre Lippen zitterten, die Worte, die sie schon bereit hatte, konnte ihr Mund nicht aussprechen. Mit einer Bewegung unendlicher Verzagttheit legte sie beide Hände auf die Brust, sie blickte Brévine von neuem an, als wollte sie ihn anflehen, ihr zu helfen.

„Hören Sie, gnädige Frau,“ begann der Rechtsanwält, „ich hatte immer das Gefühl, daß Vermantes mit einem Worte Herrn d'Entraques Aussage vernichten könnte. Aber bevor er dieses Wort ausspräche, stürbe er lieber, nicht wahr ... So ist es doch, was? ...“

Mit einem Blick sagte sie „Ja“ und stotterte:

„Sie haben alles verstanden.“

Brévine machte eine zustimmende Kopfbewegung:

„Vorhin erst ... Ein Wort von Herrn Charretre brachte mich auf die Spur ... Ach, er selbst vermutet nichts ... Wir Anwälte sehen so viele Dinge, daß ein Zeichen uns manchmal genügt. Aber vor der Justiz ist ein Erraten zu wenig. Da muß man wissen ... beweisen ... Was Sie mir soeben sagten, klärt mich vollends auf. Aber nur mit Ihrer Erlaubnis und Ihrer Unterstützung kann ich vor dem Schwurgericht daraus Nutzen ziehen ...“

„Sagen Sie, was nötig ist ...“

„Hören Sie mir gut zu, gnädige Frau ... Ich kann mich nicht darauf beschränken, in meiner Verteidigung anzudeuten, daß Herr d'Entraque aus Haß und Rache falsch ausgesagt hat, selbst wenn ich auf die Motive seines Hasses hinweise ... Das nützt mir nichts und könnte einen gegenwärtigen Erfolg haben ... Ich muß ihn noch einmal aufrufen, das Verhör aufnehmen, auseinandersetzen, was geschehen ist, so daß ich mit Genauigkeit meine Angaben aufstelle und zeige, wie die Haltung des Zeugen sich veränderte und ihm das Geständnis seiner Lügen selbst entreißen. Das sage ich Ihnen, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mir noch andere Erklärungen nötig sind.“

Sie murmelte:

„Ich will Ihnen alles sagen.“

Aber die Erregung ließ sie nicht weiter sprechen.

„Vielleicht wird es Ihnen leichter, wenn ich Sie frage.“

Sie nickte zustimmend.

„Können Sie mir ein Zeichen Ihrer Freundschaft mit Herrn Vermantes geben? Briefe zum Beispiel?“

„Mein Mann hat sie ... Er hat mich dabei überrascht, als ich sie verbrannte.“

„Wann war das?“

„Am Vorabend der Verhaftung.“

(Fortsetzung folgt.)

Die leeren Stuben.

Von Carl Gwald. (Deutsch von S. Kiy.)

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick war es still. Doch dann kam ein neuer kleiner Käfer mit sehr langen Fühlhörnern von dem Bücherregal herabgeflogen und setzte sich auf den Tisch.

„Zu Diensten!“ sagte er, sich verneigend.

„So so, Du bist also der Dieb!“ begrüßte ihn die Schmeißfliege. „Nun ich bin recht neugierig, was für eine Beschäftigung Du denn hast. Dein Name klingt unheimlich.“

„Jedermann ist ein Dieb in seinem Gewerbe,“ versicherte der kleine Käfer. „Augenblicklich denke ich mehr an meine Kinder als an mich selbst, aber während meiner Larvenzeit habe ich Bücher gefressen.“

„Eine trockene Kost!“ meinte die Schmeißfliege, sich schüttelnd. „Aber warum sollst Du schlechter sein als die Totenuhr? Darum sei willkommen!“

Nun kam der Zudergast zum Vorschein. Das war ein drolliger Kauz mit drei langen Borsten am Hinterleib; er glänzte so schön wie Silber. Nachdem er berichtet hatte, daß er auch Silberfischchen

genannt werde, zur Familie der Borstenschwänze gehöre und sich schlecht und recht von Zuder und Mehl ernähre, fand er Zutritt zu der Versammlung.

„Sind wir nun alle beisammen?“ fragte die Schmeißfliege.

„Nein,“ erwiderte der Floh. „Die geheimnisvolle Person, von der das Heimchen sprach, fehlt noch. Sie möge sich vorstellen. Hat der Bursche viel Blut? Ist's ein anständiger Kerl? Herbor mit ihm!“

„Er sitzt dort in dem Tische aus Tannenholz,“ sagte das Heimchen. „Gesehen habe ich ihn nie, aber Nacht für Nacht höre ich ihn nagen und bohren. Wenn Ihr ihn herauslocken könnt, so seid so gut!“

Da fingen alle an, zu rufen und einen fürchterlichen Lärm zu veranstalten, und nach einer Weile erscholl ein dünnes, unglückliches Stimmchen aus dem Tische:

„Ich will hinaus! ... Ich will fort! ... Ich will in meine grünen Wälder zurück! Ich habe hier gar nichts zu suchen! ... Ich bin das Opfer eines schrecklichen Verbrechens! ... Ich will hinaus! ... Ich will in meine Heimat!“

„Gott behüte!“ rief die Schmeißfliege. „Was ist denn das?“

„Hab ich's nicht gesagt?“ meinte das Heimchen. „Die Sache ist höchst geheimnisvoll und unheimlich!“

„Zu meiner Familie gehört dieses Wesen nicht,“ erklärte die Totenuhr energisch. „Wir sind stille, ordentliche Leute, die ihrer Arbeit nachgehen, so lange wir in den Möbeln sind, und zur rechten Zeit ans Licht kommen.“

„Ich weiß nicht, was man davon halten soll,“ bemerkte die Motte. „Die fremde Person sprach von den grünen Wäldern. Vielleicht ist es ein Verwandter von mir. In den grünen Wäldern lebt ein Zweig unserer Familie ... große, prachtvolle Schmetterlinge, die im hellsten Sonnenschein, dessen bloße Erwähnung mich blind machen kann, umherfliegen.“

„Hast Du blinder grauer Mann Verwandte, die im Sonnenschein leben?“ fragte der Floh höhnisch.

„Was die Motte sagt, stimmt ganz genau,“ meinte der Ohrwurm. „Im Garten bin ich häufig Schmetterlingen begegnet.“

So sprachen sie hin und her, ohne ins Reine zu kommen. Dann lauschten sie wieder, und weil in dem Tische alles still blieb, sagte die Schmeißfliege:

„Mag es mit diesem Gespenst sein wie es will. Es wird ja wohl auch da drinnen bald sterben. Aber wir wollen nun unsere Versammlung eröffnen ... Die Motte hat das Wort!“

Und die Motte sprach: „Ich möchte bloß bemerken, daß die Menschen mich auf jede erdenkliche Weise verfolgen und vernichten. Sie zünden Lichter an, und wenn ich dagegen fliege, verbrenne ich mir die Flügel, oder sie fangen mich und schlagen mich tot. Wo sie mich sehen, sind sie hinter mir her. Das Aller schlimmste aber ist, daß sie meine Brut vernichten. Ich lege meine Eier ins Sofa, auf die Polsterstühle und an ähnliche Orte, und meine Jungen machen sich einen kleinen Pelz aus den Bezügen und freffen sich im übrigen nach Herzenslust satt daran, die armen kleinen Wesen! Darf ich fragen, ob man sich darüber aufhalten kann? Die Menschen streuen allerlei giftige Mittel auf die Möbel, so daß meine Kinder sterben, bevor sie aus dem Ei schlüpfen. Zum Beispiel jekt! Ich habe nicht anderes als ein kleines Taburet gefunden, auf das ich meine Eier legen kann. Sonst ist alles eingepfeffert, so daß ich mich gar nicht heranraue. Und dabei beiße und steche ich doch nicht. Ich bin der beste Kerl von der Welt!“

„Du schadest ihren Möbeln doch!“ sagte der Ohrwurm. „Aber was tue ich? Ich ernähre mich von lauter verfaulten Sachen, die ich finden kann, und über deren Beseitigung die Menschen froh sein müßten. Aber wenn sie einen Ohrwurm sehen, schreien sie und treten ihn tot. Sie erzählen, ich kröche in ihre Ohren, während sie schliefen und kniffe sie mit meiner Zange. Aber an der Geschichte ist kein wahres Wort. Ich bin noch nie in die Ohren der Menschen getrocknet, und meine Zange dient nur dazu, meine Flügel auszubreiten, wenn ich, was selten genug vorkommt, mal ein bißchen fliegen will. Ich verlange nur, in Ruhe und Frieden das freffen zu dürfen, was andere verschmähen, und für meine armen Kleinen zu sorgen. Trotzdem bin ich eines von den Tieren, die von den Menschen am meisten gehaßt und verfolgt werden.“

„Das Leben ist eine Kette von Ungerechtigkeiten,“ erklärte der Floh. „Seht mich an! Bin ich nicht wirklich ein netter, munterer Gesell? Ich springe hundertmal so hoch wie ich groß bin, und ich bin immer oben auf, immer guter Laune. Und doch machen die Menschen geradezu Jagd auf mich, bloß weil ich ihnen das bißchen Blut abzapspe. Sie wollen nicht einmal öffentlich mit mir zu tun haben, sondern gehen beiseite und fangen mich in der Stille — ganz als wäre ich etwas Entsetzliches und kein braver, kleiner Krieger, der sich genau wie sie selber durchs Leben schlagen muß. Uha ... ich hab mich einmal zwischen zwei Nägeln befunden ... das war eine abjehuliche Geschichte!“

„Du stichst sie wenigstens,“ sagte die Fliege. „Aber was tue ich? Ich habe keinen Stachel, so daß ich nicht einmal könnte, wenn ich wollte. Ich habe nur zwei weiche Dippen auf meinem Rücken. Und ich sehe mich ihnen nur auf die Stirn und sauge ihren Schweiß ein, den sie sowieso abwischen. Und wenn ich es möglich machen kann, nasche ich ein bißchen Zuder. Herr Gott, ist das der Rede wert? Aber sie stellen mir mit giftigen Pflastern nach, mit Fliegenklappen, Pulvern und Tischtüchern, daß man gar nicht weiß, wo man bleiben soll. Obendrein beschuldigen sie mich zu Unrecht, daß ich sie stäche. Dabei bin ich das durchaus

nicht . . . mein grauer Vetter ist's, aber mir gibt man die Schuld. Bei alledem kann einem übel werden, wenn man im Winter friert, wie gerührt sie sind, und wie sie sich anstellen, sobald sie eine von uns Fliegen bemerken, die sich in einen Winkel gedrückt hat und sich von der Ofenwärme hervorlocken läßt. Dann schmeicheln sie uns und lassen uns über ihre Hand kriechen und tun so, als wären sie uns wer weiß wie gut. Nach meiner Ansicht sind die Menschen recht falsche, boshafte Geschöpfe."

"Wie denkt das Heimchen darüber?" fragte die Schmeißfliege.
"Ich denke gar nichts," erwiderte das Heimchen. "Ich halte mich hier in meiner Nische auf und spiele meine Geige. Niemand tut mir etwas, und ich tue auch niemandem etwas zuleide. Im Sommer flieg ich von Zeit zu Zeit mit meiner Frau auf den Misthaufen oder bis aufs Feld hinaus. Im Winter fühle ich mich hier am wohlsten. Die Menschen hören mich gern geigen, der Dichter schreibt Geschichten über mich, und niemand stellt mir nach."

"Nun will ich Euch mal was sagen," begann die Schmeißfliege selber. "Und weil ich ein praktischer Kerl bin, will ich nicht um die Sache herumreden. Was von der Verfolgung der Menschen geschwätzt wird, ist der reine Blödsinn. Natürlich verfolgen sie uns, wenn wir ihnen schaden. Das ist ganz selbstverständlich, so ist nun einmal das Leben! Doch ich muß von der entsetzlichen Reinlichkeit sprechen, die in der letzten Zeit immer mehr um sich greift, und die viel schlimmer ist als alles andere. Mögen sie uns töten, wenn sie uns kriegen können, dagegen läßt sich nichts sagen. Höchstens der arme Ohrwurm kann einem leid tun, weil er nichts Böses getan hat und nur so unheimlich aussieht. Wenn das aber so weitergeht mit dieser Reinlichkeit, dann ist es bald mit uns allen aus."

"Hört!" schrien die Fliegen im Chöre. Und "Hört!" riefen der Floh, der Dieb und der Zudergast.

"Jeden Sonnabend klopft man den Staub aus den Büchern," sagte der Dieb. "Meine Eier und Jungen fliegen mit heraus. Es ist nicht auszuhalten!"

"Man stirbt den Fußboden, so daß ein ehrliches Wesen keine Nische hat, in die es seine Eier legen kann," sagte der Floh.

"Die Tabaksdose und der Spudnapf werden täglich reingemacht," sagte die Fliege. "In alten Zeiten konnte ich da in Ruhe und Frieden meine Eier legen."

"In alten Zeiten!" meinte die Schmeißfliege. "Das ist es ja eben. Die alten Zeiten waren viel besser. Da waren die Menschen nicht so verteuftelt reinlich."

"Sie wuschen sich nicht so viel," warf der Floh ein. "Sie wechselten auch nicht so oft die Wäsche. Jetzt läuft man immer Gefahr, mit einem Strumpf in den Wäschebeutel zu wandern."

"So ist es," bestätigte die Schmeißfliege. "Und jetzt, wo die Leute verzeift sind, ist alles wie weggeblasen. In der Speisekammer ist kein Stückchen Fleisch zu entdecken."

"Auch kein Mehl und Zuder und keine Stärke," berichtete der Zudergast.

"Die Käsemilben sind gestern sämtlich gestorben," erzählte die Fliege.

"Heut morgen hat der letzte Spedakäjer den Geist aufgegeben," sagte der Floh.

Und die Schmeißfliege erklärte: "Da seht Ihr's! Und nun will ich Euch sagen, wer schuld an alledem ist: Stine. Unter den vorigen Dienstmädchen war es viel besser. Aber Stine ist ein richtiges Ungeheuer mit ihrem ewigen Putzen und Scheuern. Sie bohnt die Fußböden. Sie hat die Möbel eingepfeffert. Sie fngubt jeden Sonnabend die Bücher ab. Sie hält die Tabaksdose und den Spudnapf rein und wäscht jeden Teller sauber in Küche und Speisekammer, so daß eine ehrliche Schmeißfliege vor Hunger und Jorn umkommt."

"Ich lege meine Eier in ihren Mantel," versicherte die Motte.

"Die meinen leg ich in ihr Gesangbuch," versprach der Dieb.

"Ich stecke sie gehörig," sagte der Floh.

"Ich nede sie, daß sie nicht einschlafen kann", erklärte die Fliege.

Da schrie auf einmal eine grobe Stimme von der Zimmerbede herab:
"Stine ist ein Scheusal! Nieder mit Stine!"

(Schluß folgt.)

Eine volkstümliche Geschichte der Philosophie.

An Lehrbüchern der Philosophiegeschichte für Studierende ist kein Mangel. Eher könnte man von einer Ueberproduktion sprechen, bei der die Quantitätssteigerung oft auf Kosten der Qualität geschieht. Dagegen ist es sehr schwer, ein kleineres, für philosophische Anfänger geeignetes, faßlich und leicht geschriebenes Werk über die allgemeine Geschichte der Philosophie zu nennen. Der alte Schwieger in Bearbeitung von J. Stern bei Neclam blieb, trotz mancher Mängel, noch immer das Beste.

Mit Erscheinen des III. Bändchens der Geschichte der Philosophie von August Meffer legt die belamnte Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig;

Preis pro Band 1,25 M.) ihren Freunden ein Werk vor, dessen Ziel es ist, eine für jedermann zugängliche, ohne die vielbesagte Dunkelheit philosophischer Bücher geschriebene, klare und verständliche Darstellung der Philosophiegeschichte zu geben. Und man muß dem Verfasser gestehen, daß er das vorgezeichnete Ziel in hohem Maße erreicht hat. Was seinem Werke von unserem Standpunkte aus fehlt, wurzelt teils in philosophischen Velenntnis des Verfassers, zum größten Teil aber in den Unzulänglichkeiten der Methode, nach der die Geschichte der Philosophie immer noch behandelt wird.

Seitdem die Geschichtsschreibung der Philosophie von dem für seine Zeit so fruchtbringenden Gedanken Hegels abgegangen ist, daß die Aufeinanderfolge der Systeme der Philosophie in der Geschichte dieselbe ist, wie die Aufeinanderfolge in der logischen Richtung der Begriffsbestimmungen der Idee", schwankt sie zwischen verschiedenen Auffassungen hin und her, ohne sie systematisch ausgleichen zu können. Bald wird das rein Persönliche in den Vordergrund geschoben, bald sieht man das einigende Band der Entwicklung in der Ausgestaltung einzelner Probleme, bald kommen auch kulturgeschichtliche Momente zur Geltung, jedoch meistens in ideologischer, d. h. wiederum der Erklärung bedürftiger Form. Die materiellen Kämpfe, die ihren Ausdruck im Widerstreit der philosophischen Ideen suchen, kommen bei der landläufigen Geschichtsschreibung äußerst spärlich zur Geltung.

Dieser grundlegende Mangel macht sich auch in dem vorliegenden Werke geltend und dies um so mehr, als die Knappheit der Darstellung es sicherlich nicht erlaubt hat, das biographisch-historische Material in reichem Maße zu benutzen. Allerdings hat sich der Verfasser redlich bemüht, das allgemeine geschichtliche Moment jedesmal in die Darstellung hineinspielen zu lassen. Am gelungensten ist von diesem Standpunkte aus seine Darstellung der antiken Philosophie; indes fehlt auch hier die zumeist bei Erörterung der ethischen Probleme und religiösen Gärungen notwendige Zergliederung der gesellschaftlichen Zustände. So bleibt z. B. der Gegensatz zwischen Stoikern und Epikuräern, der doch ganz bestimmte Gegensätze innerhalb der römischen Gesellschaft widerpiegelt, rein ideologisch. In noch höherem Maße gilt das von den anderen Partien des Werkes, insbesondere von der Darstellung der neuzeitlichen Philosophie nach dem Jahre 1848. Die rüdläufige Bewegung der Geister, die seitdem, als Reflex der scharfen Klassencheidung zwischen Proletariat und Bürgertum, einsetzte, hat in dem Verfasser ihren Historiker nicht gefunden.

Nun, zu der philosophischen Stellung des Verfassers, die bei der Beurteilung einzelner Strömungen in ausgesprochenem Maße zur Geltung kommt.

Messer nennt sich einen „kritischen Realisten“. Der kritische Realismus ist eine an der neuzeitlichen Naturwissenschaft orientierte Umbildung von Kants Kritizismus. Im Gegensatz zu den idealistischen Tendenzen der Neufantianer erkennt er die reale selbstständige Existenz der dinglichen Welt an, wie er auch die Möglichkeit betont, durch unsere Denbestimmungen die Wirklichkeit zu erfassen. Allerdings kann die vollkommene Bestimmung der Wirklichkeit, ihre absolute Erkenntnis nur als ein nie erreichbares Ziel des unendlichen Erkenntnisprozesses gedacht werden. Dielem Ideal hat die „induktive“ Metaphysik vorzuarbeiten. Sie soll auf die Erfahrungswissenschaften gegründet sein und hat deren allgemeinste Ergebnisse zu einer in sich übereinstimmenden Weltanschauung zu verarbeiten.

Die kritische Auseinandersetzung mit diesem Standpunkte kann nicht Sache vorliegender Besprechung sein. Nur so viel sei bemerkt, daß für uns der wunde Punkt des kritischen Realismus in ihrem Mangel an Dialektik liegt. Dadurch werden in ihm dualistische Tendenzen lebendig, die schließlich den realistischen Charakter seiner Auffassung überhaupt arg gefährden. Indes zeigt sich in der vorliegenden Schrift der kritische Realismus sozusagen von seiner starken Seite. Er hat den Blick des Verfassers für materialistische Strömungen geschärft und ihn zu einer gerechteren Würdigung materialistischer Philosophen veranlaßt. Den unzulässigen Platteiten gegenüber, die sich insbesondere in den populären Schriften der heutigen idealistischen Professoren breit machen, nimmt sich die Darstellung des Verfassers würdig und objektiv aus.

Leider kann dieses Lob nicht uneingeschränkt gelten. Die Behandlung der französischen Materialisten z. B. geschieht nach dem üblichen, äußerst unzulässigen Schema und nimmt kaum zwei Seiten in Anspruch. Weder das Charakteristische dieser Form der materialistischen Philosophie, noch der Grund ihrer nachhaltigen historischen Wirksamkeit wird dem Leser aus der Darstellung des Verfassers klar werden können. Es hat nicht den Anschein, als ob er sich in Sachen des französischen Materialismus selbständiger Quellenstudien befleißigt habe. Dagegen kann seiner Behandlung von L. Feuerbach, die ziemlich ausführlich gehalten ist, sowie von E. Daeckels naturalistischem Monismus die Anerkennung nicht versagt bleiben. Das in bezug auf den letzteren gefällte Urteil, daß „der Versuch, im naturalistischem Sinne Welt und Leben aufzufassen, philosophisch betrachtet, durchaus ernster Prüfung wert sei“, wird man so leicht in der zünftigen, meistens verpöfsten Philosophenliteratur nicht finden können. Die philosophischen Konsequenzen der Marxschen Gesellschaftslehre und des Darwinismus werden kaum gestreift — ein Beweis mehr dafür, daß der „kritische“ Realismus eine durchaus unbialektische Lehre ist. Josef Diezgen und seine Schriften kennt der Verfasser anscheinend gar nicht.

Den geringsten Mängeln gegenüber besitzt das Werk von A. Messer einen großen Vorteil, der in dem Titel unserer Besprechung zum Ausdruck gebracht ist. Es ist eine ungewöhnlich klare, von philo-

tophischen Satzungsklämmen wie von geistreich sein sollenden Flokeln freie Darstellung, die die Lektüre des Werkes leicht und anziehend macht. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt werden, daß das Werk so ohne weiteres einem jeden Leser, der noch keine Spur philosophischer oder keine zureichende allgemeine Vorbildung besitzt, zugänglich ist. Eine solche Popularität ist unseres Erachtens gar nicht möglich. Aber die dem Gegenstande überhaupt angemessene Befugnis das Werk von A. Meffer in hohem Grade. Die gedankliche und sprachliche Klarheit paart sich in ihm mit einer lobenswerten Objektivität in der Darstellung einzelner Lehrmeinungen. Die Würdigung der Lehren geschieht getrennt von deren Darstellung, sodaß dem Leser eine gewisse Möglichkeit selbstständiger Beurteilung gegeben wird. Hervorzuheben ist auch die Vollständigkeit. Die Darstellung reicht bis in die jüngste Gegenwart hinein. Andererseits ist, entsprechend den neueren Anschauungen über das Geistesleben im Mittelalter, die mittelalterliche Philosophie mit der nötigen Ausführlichkeit behandelt.

V. Th.

Die Welt unterm Lindenblatt.

Eine Reihe von Berliner Straßen und Alleen sind mit Lindenbäumen besetzt. „Unter den Linden“, „Lindenstraße“ und noch einige andere sind danach benannt. — Was diese Straßen jetzt so anziehend macht, ist das feine wohlriechende angenehme Lindenparfüm, was sie in dieser Zeit der Blüte des Baumes durchschwängert. Abends ergeht man sich gern unter den grünen Bspitzeln, da dann die Wohlgerüche stärker aus dem Blattwerk niederwehen. Wer aber, der sich der Feierstimmung des hereinbrechenden Abends hingibt, denkt daran, daß nun dort oben unter jedem einzelnen Blatt der Linde ein geschäftiges Leben beginnt, wie es lebendiger nicht durch die Straßen der Großstadt eilen kann? Man glaubt es nicht und bricht sich ein Nestchen aus der grünen Fülle ab — höchstens ein schlaftrunkener Marienkäfer taumelt da aus seiner Ruhe empor! Aber schon mit bloßem Auge kann man, wenn man schärfer hinschaut, die kleinen Häuschen der nächtlichen Vaganten entdecken, — und zwar auf der Unterseite des Blattes, wo die vielen winzigen Milben ihre Nacharbeit geräuschlos besorgen. Als zarte braune Haarbüschel anzusehen, fiedeln diese Milbenwohnungen „Domatien“, in den Nervenwinkeln des Blattes. Hier halten sich die winzigen Lebewesen tagsüber eng zusammengedrängt wie Schafe in ihrer Hürde auf, hier machen sie auch die Häutung durch, legen sie ihre Eier ab, und von hier aus machen die Nachtschwärmer ihre Ausflüge über den Bereich des herzförmigen Blattes.

Um die Tierchen selbst zu erkennen, muß man eine gute Lupe zur Hand nehmen. Mit höchstem Erstaunen entdeckt man da plözlich auf der vorher scheinbar völlig unbelebten Fläche des Blattgrüns in lebendigem Trubel zahllos zierliche Geschöpfchen, die zwischen den dünnen Blattrippen und über die grünen Berge und Täler, als die sich die zarten Erhöhungen und Unebenheiten des Blattes nun darstellen, eifrig hin und her rennen. Ein Gedränge, ein Durcheinanderwogen, ein tolles Gassen und Leberstürzen, ein rastloses Hierhin und Dorthin, als schaue man tatsächlich mitten in das Getriebe einer Siliputanergroßstadt. Wie eine Ratte wahnfinnig gewordener Spinnen sehen die Milben beim ersten Anblick aus. Es scheint, daß sie ohne ein Ziel und irgendeinen Zweck darauf losstürzen. Und doch ist Sinn in diesem scheinbar regellosen Spiel. Sie befinden sich auf der Jagd nach viel kleineren Wesen, die ihnen zur Nahrung dienen und nach den Pilzsporen, die sich fortwährend auf dem Blatt ansiedeln wollen. Einzelne Milben kann man unter der Lupe meist nur einen Moment verfolgen. Man sieht wohl, wie eins der Milbenkörperchen, die tatsächlich mit Spinnen eine gewisse Ähnlichkeit haben, jählings auf der unruhigen Fahrt anhält, seinen Weg ändert an der Blattrippe, darüber hinseht, zurückragt und wieder vorwärts — gleich aber ist es in der Masse der übrigen wieder untergetaucht, in der es unwiderarweise nirgends zu Kollisionen kommt, als habe jede ihr bestimmtes Jagdgebiet.

Während diese zierlichen Blattbewohner fortwährend ihrer Beute nachsehen und scheinbar unersättlich immer neue Tierchen und Pilzsporen verschlingen, reinigen sie zugleich das Blatt von schädlichen Stoffen, die es sonst angreifen und auf die Dauer vorzeitig vernichten würden. Der Hauptnutzen dieser seltenen Milbenansiedelungen, die man aber auch auf ausländischen, insbesondere auf Tropengewächsen, wie bei einer Verwandten des Kaffeestrauches, findet, besteht darin, daß das Blatt beständig von den Milben wieder beschnitten wird durch ihre Exkremente; dieser „Schmutz“ aber ist für das Blatt eine stickstoffhaltige Nahrung.

Zum Dank hat das Lindenblatt diesen Gesundheits- und Reinlichkeitspolizisten unter den Gliedertieren kleine Häuser gebaut. Das Wunderbarste an dieser wunderbaren Kleinvwelt ist aber, daß das Blatt die Häuser schon baut, ehe noch Milben aus ihren Winterquartieren in den Zweigen, den Knospen und in den Nissen und Künzeln der Vorker im Frühling unter die Blätter kriechen. Diese kleinen, Negerhütten nicht unähnlichen Schlupfwinkel, bestehen aus zarten bräunlichen Haaren, die aus den Blattnerben hervorsprossen, sich übereinander beugen und so ein hübsches behagliches Bett zusammenweben. Kommen nun die besorglichen Milbenmütter auf

Verantw. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

den Ruf des Frühlings in der großen Prozession von unzähligen Milben aus dem Baum auf die ersten jungen Frühlingsblättchen, so legen sie gleich ihren Eiervorrat in das schon wartende Nest. Die bald lebendig werdende Milbenjugend kennt sofort ihr Heim und findet sich auch nach Ausflügen bis an die Grenzen dieses Mikrokosmos, die täglich mit dem Wachsen des Blattes weiter hinaus gestekt werden, sicher ins Ställchen zurück, wo man sie tagsüber unter Anwendung einer recht scharfen Lupe nah aneinandergebrängt sitzen sehen kann.

A. R.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Gespensierkunst. Gespensierkunst? — Natürlich meinen wir damit nicht die Kräfte, die durch die „willkürliche“ Hand des Mediums spiritistische „Geister“ auf die Schiefertafel malen. Nein, wir meinen vielmehr jene nicht seltenen Werke großer Künstler, die auf Vermittlung graufiger gespensieriger Visionen und Phantasien gehen. Unter ihnen stehen die japanischen Künstler als wahre Genies des Gespensierigen in erster Linie. Kasukawa Shunsho hat einen „Schauspieler“ gezeichnet, der sich in einer ganz unheimlichen Weise in das Nichts auflöst. Sein Körper erscheint als Hintereinander mehrerer Gründe, sein Gesicht wird durch die Reflexe einer grellen Tafel, die mit einem Mäanderornament bemalt ist, jeder Plastik beraubt und von oben greifen Linien und Flächen nach ihm, um ihn gleichsam zu zerpflücken. Das ist ein klassisches Stück Gespensierkunst, dem sich aus japanischen Holzschnitten noch manches an die Seite stellen ließe. So jene grauenhaften Erscheinungen Ermordeter. Das Abendland und die Moderne hat zwar keine so ununterbrochene Kette von Gespensierkünstlern, aber doch immerhin einige sehr wertvolle Werke dieser Art. Berühmt ist Dürers geniale Darstellung des Todes vom Jahre 1505, noch bekannter ist Holbeins „Totentanz“, der hier für eine ganze Gattung von ähnlichen Werken steht. Ein modernes Seitenstück schuf Alfred Rethel in einer Holzschnittfolge: „Auch ein Totentanz“. Unter den Lebenden steht neben Max Klinger, der mehr gelegentlich in das Gebiet des Grauens kam, wie beim „Vampir“, Alfred Rubin als ein Gespensierfreund zugleich. Bei ihm ist es Natur, die Dinge mystisch, seltsam, gespensierhaft zu sehen, nicht wie bei so vielen anderen, Mitmachern einer Mode. Ein so alltäglicher Stoff, wie das Ueberqueren einer Straße, erhält in Rubins „Eiliger Künstler“ etwas unheimlich Bedeutungsvolles. Rubin ist übrigens auch Dichter, wie denn in der Dichtung eine Parallele zur bildenden Gespensierkunst stets existiert hat. Der Großmeister dieser Kunst ist ja Edgar Allan Poe. Er hat in Deutschland Hunderte von Nachahmern gefunden, unter denen Hans Heinz Ewers der bekannteste ist. Doch sind seine Sachen nicht „natürlich-gespensierlich“, sondern „gesucht“. Meiner würden die Erzählungen Eweins, die jetzt unter dem Titel „Wegander, der Mann mit den zweien Köpfen“ (Delphin-Verlag zu München) gesammelt erschienen.

Sprachkundliches.

Woher stammen die Besinge? „Merkwürdig, daß die Berliner die Blaubeeren Besinge nennen“, meinte ein zu Besuch in der Reichshauptstadt weilender Schlesier zu seinem Gastfreund, nachdem er zufällig in der Zeitung gelesen hatte, daß die ersten Blaubeeren oder „Besinge“ auf dem Markt eingetroffen seien. Der Schlesier betonte das Wort „Besinge“ auf der zweiten Silbe und gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß man die Befehlsform des Wortes „Besingen“ in Berlin zur Bezeichnung für diese Waldbeere gewählt habe. „Zhr Schlesier hört es zwar nicht gern, wenn man Euch Schlesinger nennt“, sagte der Berliner. „Was würdet Ihr aber sagen, wenn man das Wort „Schlesinger“ auf der zweiten, statt auf der ersten Silbe betonen würde? Das Wort Besinge ist genau so zu betonen, wie das Wort Schlesinger. Wie man allerdings in Berlin zu der Bezeichnung Besinge gekommen ist, weiß ich nicht.“

Wir sind in der Lage, dem Berliner zu Hilfe zu kommen. In dem Worte Besing verbirgt sich die allerälteste deutsche Form des Wortes „Beere“. In dem ersten Denkmal der deutschen Sprache, der gotischen Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila, finden wir das Wort basi als Bezeichnung für Beere. Der Besing ist also die kleine Beere; in dem Berliner Dialekt hat sich das ursprüngliche s, das sich später in r gewandelt hat, genau so erhalten, wie in dem Worte Besse, die uns die ursprüngliche Form von „Ohr“ zeigt. Wir können oft genug die Beobachtung machen, daß uns die Mundarten altes Sprachgut bewahrt haben. Das Wort „Nelle“ ist aus „Nägeln, Nägeln“ herborgegangen; in verschiedenen Mundarten heißt die Nelle sowohl als Blume wie als Gewürz „Nägeln“, und diese altertümliche Form ist in die Sprache unserer Dichter übergegangen. Den meisten, die sich an den aromatischen Beeren des Waldes erfreuen, ist es ganz gleich, welche Namen sie führen, die Hauptsache ist, daß sie gut munden, mögen sie nun Heidelbeeren, Blaubeeren oder Besinge heißen. Manche interessiert es aber doch zu erfahren, wie er sich den Ausdruck „Besinge“ zu erklären hat.

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.